

Zweimal gefaltet

Sprache kann verräterisch sein. Ein kleines Wort fällt dir in den Schoß, und plötzlich hörst du darin etwas, das weit über den Satz hinausreicht, in dem es steht. Es lädt dich ein, Verbindungslinien zu sehen. Manchmal streckt sich die Sprache nach Größe, nach Wahrheit, nach dem eigentlichen Menschsein – und landet anschließend im Hinterhof der Macht. Manchmal öffnet sie eine Tür, von der du bis dahin gar nicht wusstest, dass sie da ist.

Vor mir liegen zweimal gefaltete, aus einem Magazin herausgerissene Seiten. David Denby hat im August im *New Yorker* einen ausführlichen, detailverliebten Artikel über Hannah Arendt geschrieben. Natürlich spielt New York darin eine große Rolle. Für einen interessierten Arendt-Leser ist das eine Gelegenheit, zwischen den berühmten Episoden ihres Lebens Verbindungslinien zu entdecken, ohne gleich eine weitere Biografie lesen zu müssen. Auch der Artikel selbst hat eine kleine Reisegeschichte. Nils hat das Magazin abonniert. Er brachte die Seiten Maria mit, damit sie sie nach dem Lesen an mich weiterreichen konnte. Jemand liest etwas und denkt dabei an einen anderen Menschen. Der liest weiter und gibt es weiter. So reist ein Artikel über Hannah Arendt im Jahr 2026 durch halb Deutschland, wie sie selbst nach dem Krieg durch Deutschland reiste. Ihre Lebensgeschichte kommt bei mir an, getragen von einer kleinen Geschichte zwischen Menschen.

Ich streiche die Seiten glatt. Die Falten bleiben sichtbar.

Beim Lesen gerate ich zurück in Arendts Vorkriegsleben und in ihre Begegnung mit Martin Heidegger. Eine junge Frau trifft auf einen Lehrer, dessen Denken ihr eine Welt erschließt. Was heißt es, als Mensch da zu sein? Wie lebt einer sein eigenes Leben, während er zugleich tut, was „man“ eben tut, denkt, was „man“ denkt, und sagt, was „man“ sagt? Solche Fragen können einem jungen Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen und ihm zugleich zum ersten Mal das Gefühl geben, wirklich Boden zu gewinnen.

Das kann ich verstehen. Es gibt Begegnungen mit Gedanken, nach denen die vertrauten Dinge anders aussehen. Der Alltag verliert seine Selbstverständlichkeit. Was vorher bloß da war, verlangt plötzlich nach einer Antwort. Auch die Sprache verändert sich: Ein gewöhnliches Wort wird zum Werkzeug, mit dem sich etwas bislang Unsichtbares freilegen lässt. Man beginnt zu unterscheiden, wo vorher alles ineinanderlief. Man bekommt Luft. Neben dieser philosophischen Erschütterung steht allerdings eine sehr weltliche Geschichte. Der verheiratete Professor schreibt der jungen Studentin romantische Briefe. Hohe Gedanken und großes Begehren wohnen offenbar Tür an Tür. Denby bemerkt dazu trocken, Heidegger hätte Libretti für Wagner schreiben können. Die Formulierung bleibt hängen. Man sieht förmlich, wie der philosophische Mantel im Wind der eigenen Gefühle zu flattern beginnt.

Dann fällt mir ein weiteres Wort auf: Authentizität. Es steht im Artikel, aber in meinen Ohren wird es plötzlich laut. Ich höre den Satz, mit dem Menschen einen Politiker gegen beinahe jeden Einwand verteidigen können: Er ist wenigstens authentisch.

Was bescheinigen wir einem Menschen damit? Dass er sich nicht verstellt? Dass sein Auftreten mit seinen Überzeugungen übereinstimmt? Dass er ausspricht, was andere sich nicht zu sagen trauen? Das kann zunächst durchaus etwas Anerkennenswertes sein. Niemand möchte sein Leben lang mit Menschen zu tun haben, deren Gesicht zur Maske geworden ist und deren Sätze erst durch drei Abteilungen für Öffentlichkeitsarbeit müssen.

Aber was ist gewonnen, wenn ein Mensch ganz unverstellt seine Verachtung zeigt?

An dieser Stelle beginnt das kleine Wort eine erstaunliche Arbeit zu verrichten. „Er ist eben so“ klingt zunächst wie eine Beschreibung. Im nächsten Augenblick wird daraus eine Entschuldigung. Und schließlich eine Aufforderung an alle anderen, sich damit abzufinden. Der Betreffende darf bleiben, wie er ist. Die anderen sollen lernen, ihn auszuhalten.

Ich denke an die öffentlich gewordenen sexistischen Äußerungen Donald Trumps und an die Bewunderung, die seine demonstrative Unverstelltheit trotzdem auf sich ziehen kann. Der Einwand gegen das Gesagte wird vom Lob des Sprechers verschluckt. Er sagt wenigstens, was er denkt. Ob er darüber noch einmal nachdenken sollte, tritt in den Hintergrund. Auch hierzulande ist diese Entlastungssprache vertraut. Einer poltert, einer demütigt, einer tritt nach unten, und irgendwo findet sich jemand, der darin vor allem Ecken und Kanten erkennt. Wir möchten keine glatt geschliffenen Menschen. Gewiss. Aber die Verletzung eines anderen wird nicht dadurch weniger wirklich, dass sie zu meinem Charakter passt.

Meine Sorge reicht über die Frage hinaus, wie wir miteinander umgehen. Diese Sprache drängt ins Maschinenhaus der Demokratie. Sie sitzt teilweise schon an den Schaltern. Dort werden Stellen besetzt, Gelder verteilt, Gesetze vorbereitet und Behörden angewiesen. Dort entscheidet sich, ob ein Einwand geprüft oder als Illoyalität behandelt wird. Ob eine unabhängige Institution ihre Arbeit tun kann oder erst beweisen muss, dass sie dem Regierungschef nützt.

Was geschieht, wenn „Er ist eben so“ auch dort als Antwort genügt? Wenn die persönliche Unberechenbarkeit eines Mächtigen zum hinzunehmenden Betriebszustand wird? Dann müssen sich bald viele Menschen danach richten, was heute seine Gunst gewinnt und morgen seinen Zorn weckt. Eine Verwaltung lernt, vorauseilend zu gehorchen. Fachleute überlegen, welche Auskunft noch erwünscht ist. Wer widerspricht, muss um seinen Einfluss, seine Stelle oder die Mittel für seine Arbeit fürchten. Entscheidungen werden weiter getroffen, Akten weitergeführt, Pressemitteilungen weiter verschickt. Von außen sieht vieles noch nach dem gewohnten Betrieb aus. Aber im Inneren verändert sich, wem dieser Betrieb dient und was er noch zu prüfen wagt.

So bekommt die banalisierende Sprache eine politische Funktion. Sie gewöhnt uns daran, dass jemand die gemeinsamen Regeln als Hindernisse seines Willens behandelt. Was eben noch eine Entgleisung war, heißt bald Führungsstärke. Was eine Grenze der Amtsgewalt sein sollte, erscheint als Zumutung an den Amtsinhaber. Und die Demokratie soll ihre eigene Beschädigung auch noch als Ausdruck seiner Authentizität anerkennen.

Mit diesen Gedanken lese ich weiter über Heidegger. Seine philosophische Frage nach dem eigenen Leben und das heutige politische Lob der Authentizität sind nicht dasselbe. Ich kann aus einem Begriff keinen geraden Weg ins Unheil zeichnen. Doch der Widerspruch beschäftigt mich: Ausgerechnet ein Denken, das aus dem gedankenlosen „Man“ herausführen wollte, bewahrte seinen Urheber nicht davor, sich 1933 der nationalsozialistischen Bewegung anzuschließen.

Später distanzierte sich Heidegger von einzelnen damaligen Äußerungen. Im Gespräch mit dem *Spiegel* erklärte er 1966, bestimmte Sätze über Hitler nicht mehr schreiben zu wollen. Seine Rektoratsrede verteidigte er hingegen weiterhin. Diese Rückschau gehört zur Geschichte. Sie lässt mich aber auch fragen, wie weit das Eingeständnis eines Irrtums reicht. Was hat einer verstanden, wenn er erkennt, dass seine Hoffnung fehlging? Hat er damit schon verstanden, was seine Worte anderen Menschen zugemutet und ermöglicht haben?

Für die Folgen macht es einen Unterschied, wann eine Einsicht kommt. Wenn die Begeisterung bereits öffentlich gesprochen, die Gefolgschaft ermutigt und die Macht legitimiert worden ist, lässt sich das Gesagte nicht einfach zurückholen. Es hat inzwischen an einer Wirklichkeit mitgebaut, in der andere Menschen leben mussten.

Das Bemühen, selbst zu denken, braucht die Möglichkeit, sich von gewohnten Urteilen zu lösen. Es braucht Mut. Aber dieser Mut kann sich in Selbstherrlichkeit verwandeln. Dann erlebt einer jeden Widerspruch als Zumutung an seine Größe. Die eigene Entschlossenheit gilt ihm bereits als Beweis dafür, dass er recht hat.

Andere Menschen kommen in diesem Denken durchaus noch vor. Als Bewunderer, als Gefolgsleute, als Hindernisse. Schwerer wird es, sie als Menschen anzuerkennen, deren Erfahrungen die eigenen Gewissheiten verändern könnten. Sie haben Erinnerungen, Bedürfnisse, Ängste und Gedanken, die nicht darauf warten, in meinen Lebensentwurf eingeordnet zu werden.

Ich bin aus einem Mutterleib gekommen, habe sprechen gelernt, weil andere mit mir gesprochen haben, und denke mit Wörtern, die lange vor mir da waren. Selbst meine Fähigkeit, mich von meiner Herkunft zu lösen, verdanke ich zu einem guten Teil Begegnungen mit Menschen. Freiheit wächst in solchen Verbindungen. Sie kann sie verändern, erweitern, manchmal auch verlassen. Aber wenn ich meine Unabhängigkeit so weit treibe, dass niemand mehr Anspruch auf eine Antwort hat, wird es um mich herum gefährlich. Umso gefährlicher, je mehr Mittel mir zur Verfügung stehen, meinen Willen durchzusetzen.

Die Geschichte wiederholt sich nicht wie ein Theaterstück, bei dem nur die Rollen neu besetzt werden. Heidegger, Trump und Putin sind keine austauschbaren Figuren. Aber die Vergangenheit hinterlässt Fragen, mit denen wir die Gegenwart genauer ansehen können. Eine davon lautet: Was geschieht, wenn ein wirkungsmächtiger Mensch seine eigene Unbeirrbarkeit für eine Tugend hält – und genügend andere Menschen ihm darin folgen?

Wolodymyr Selenskyj hat Putin jüngst als „Patient Null“ bezeichnet, von dem sich die Idee des Krieges weiter ausbreite. Das trifft mich wie ein Sprachblitz. Für einen Augenblick sehe ich einen Größenwahn vor mir, der sich von keiner erreichten Grenze beruhigen lässt. Panslawische Träume, imperiale Landkarten, die Vorstellung einer geschichtlichen Bestimmung: Andere Länder und ihre Menschen erscheinen darin als Teile einer Ordnung, über deren Zugehörigkeit anderswo entschieden werden darf.

Eine solche Ordnung verlangt Unterwerfung. Wer sich ihr widersetzt, stört angeblich die Geschichte selbst. Die eigene Sprache, die politische Selbstbestimmung, das Recht, eine andere Zukunft zu wollen – all das wird widerruflich. Im äußersten Fall soll auch die Existenz der Widersprechenden verschwinden. So höre ich in Selenskyjs Bild die Gefahr einer Herrschaft, deren Anspruch über das nächste eroberte Gebiet hinausreicht.

Erst danach bemerke ich die andere Wirkung der Metapher. „Patient Null“ lässt an Ansteckung denken, an die Ausbreitung einer Krankheit. Aber ein Krieg wird durch Entscheidungen, Befehle und organisierte Gefolgschaft geführt. Menschen ermöglichen ihn und setzen ihn fort. Die Benennung seines mächtigsten Urhebers entlastet keinen von ihnen.

Gerade diese Spannung macht das Bild für mich wirksam. Es lässt mich die Ausbreitung des Unheils sehen. Dann muss ich genauer hinschauen: Durch welche Menschen, welche Institutionen

und welche Sprache wird aus dem Größenwahn eines Herrschers eine Gewalt, die über Länder hinweg nach immer mehr Leben greift?

Dazu kommen technische Möglichkeiten, deren Reichweite die eines einzelnen Menschen ungeheuer vergrößern kann. Die Atombombe hat uns gelehrt, wie wenig die technische Verfügung über eine Kraft bereits die Fähigkeit verbürgt, mit ihr umzugehen. Bei der künstlichen Intelligenz stehen neue Fragen vor uns. Wer verfügt über sie? Wer kann widersprechen? Wer kann eine Entwicklung unterbrechen, wenn ihre Folgen anders ausfallen als versprochen? Welche Entscheidungen werden an Systeme abgegeben, und wer muss mit den Ergebnissen leben?

Trump möchte aus „artificial intelligence“ nun „super intelligence“ machen. Auch hier streckt sich die Sprache nach Größe. Das Künstliche klingt nach Herstellung und damit nach Menschen, die etwas gebaut haben und dafür verantwortlich sind. Das „Super“ lässt mich nach oben schauen. Es kündigt Überlegenheit an. Noch bevor geklärt ist, worin sie besteht und wem sie dienen soll, steht die Bewunderung schon bereit.

Wird eine solche Wortwahl zur amtlichen Sprache, sitzt sie ebenfalls im Maschinenhaus. Sie prägt, wie über eine Technik gesprochen wird, welche Erwartungen mit ihr verbunden werden und welche Fragen als kleinlich erscheinen. Ein Wort kann keine technische Gefahr beseitigen. Aber es kann die Aufmerksamkeit von ihr weglenken und den politischen Willen zur Prüfung schwächen.

Vielleicht ist das eine der Aufgaben, die mir beim Lesen zufallen: auf diese kleinen Verschiebungen zu achten. Auf den Augenblick, in dem eine Beschreibung zur Entschuldigung wird. In dem Entschlossenheit als Wahrheit auftritt. In dem ein großes Wort die Frage verdeckt, was mit den Menschen geschieht, die seine Folgen tragen müssen.

Dabei möchte ich die Sprache nicht unter Generalverdacht stellen. Ich liebe ihre Möglichkeiten. Ihre Logik, an der man einen Gedanken prüfen kann. Ihre Bilder, die etwas miteinander verbinden, das vorher weit auseinanderlag. Ihre Spiele, in denen ein Satz eine unerwartete Antwort bekommt und der Sprecher selbst lachen muss. Ein Gespräch kann mich verändern, ohne dass ich mich darin verliere. Vielleicht werde ich gerade dadurch deutlicher erkennbar, dass ich auf einen anderen Menschen antworte.

Diese Fähigkeit brauchen auch unsere Institutionen. Ein Einwand muss irgendwo ankommen können. Eine Erfahrung muss Gewicht bekommen, auch wenn sie dem bisherigen Plan widerspricht. Es braucht Menschen, die zuhören, nachfragen und Entscheidungen verändern dürfen. Demokratie lebt davon, dass solche Antworten Folgen haben können, bis hinein in ihre Schaltzentrale.

Vor mir liegen noch immer die zweimal gefalteten Seiten.

Nils hat beim Lesen an Maria und mich gedacht. Maria hat gelesen und weitergegeben. Jetzt sitze ich hier und entdecke in einem Wort eine Frage, die den Artikel auf eine neue Reise schickt. Die Falten im Papier erzählen von Händen, Taschen und Wegen. Der Text hat Menschen erreicht, die etwas mit ihm anfangen konnten.

Das ist ein kleiner Vorgang. Aber meine Hoffnung findet darin Platz. Dass ein Wort aufgenommen wird. Dass jemand widerspricht, ergänzt, weiterdenkt. Dass die Wiederholung eines Satzes Spuren des Gesprächs trägt, durch das er gegangen ist.

Ich streiche die Seiten noch einmal glatt. Die Falten bleiben.